

Dichter, deine Angst ist berechtigt!

Vom mächtigsten Handwerk der Welt

1. Tölpel

Sehr geehrte Damen und Herren, der Anlass ist festlich und feierlich und verdient entsprechend festliches Lob. Trotzdem falle ich gleich mit der Tür ins Haus und gestehe, dass ich seit jeher, und hier übertreibe ich nicht, einen geradezu höllischen Respekt vor Übersetzerinnen und Übersetzern habe, eine Mischung aus Ehrfurcht, Achtung und Angst, genährt von der Ahnung, dass sie (fast) alles besser wissen als ich; sind sie doch Meister eines Handwerks, dass ich, wie all die mir fremden und herrlichen Sprachen, nur in meiner Phantasie, in meinen Wünschen und Träumen beherrsche. Sie aber beherrschen es wirklich, *in echt*, wie wir damals als Kinder zu sagen pflegten.

Was Herrschaft betrifft, so hört man, Vertrauen sei gut, Kontrolle besser, ein Spieß, den ich umgehend umdrehen möchte: Kontrolle ist gut, Vertrauen viel besser. Denn ich bin alles, bloß keine Expertin, angewiesen auf Experten von außen, auf jene Kenner und Könner, die mich aus dem Käfig meiner eigenen Sprache in einen neuen Sprachraum befreien, wohl wissend, dass auch er seine Begrenzungen hat. Dass ich im Hauptamt vermeintlich Schriftstellerin bin, spielt in diesem Zusammenhang keine Rolle. Doch es ist sicher kein Zufall, dass ich Zeit meines Lebens davon träumte, Musikerin zu werden oder wenigstens zeichnen zu können, um das Leben mit Mitteln dingfest zu machen, die (scheinbar) keiner sprachlichen Übersetzung bedürfen, bestenfalls nur einer Interpretation.

Womit ich bei meiner alten Liebe zur Mündlichkeit bin, bei jenem angelsächsischen *Interpreter*, den man im Deutschen den *Dolmetscher* nennt, den alten *Tolmetsch*, was in meinen Ohren ein bisschen schwerfällig klingt, ein bisschen nach *Tölpel*, nach jenem komischen Vogel, der zu einer Familie von Seevögeln aus der Ordnung der Ruderfüßer gehört, die nach ihrem etwas unbeholfen wirkenden Gang auf dem Festland benannt sind. Doch bekanntlich sind sie hervorragende Segelflieger und verbringen die meiste Zeit ihres Lebens auf dem offenen Meer. Tölpel sind von der Arktis über die Tropen bis in die Subantarktis als Brutvögel vertreten. Der Schnabel ist lang, kräftig und konisch geformt

und verfügt über scharfe Schneiden, die glitschige Beute wie Fische sicher festhalten können. Die Augen sind nach vorn gerichtet, weshalb Tölpel eine sehr gute räumliche Wahrnehmung haben. Die eigentlichen Nasenlöcher sind verschlossen, dafür haben Tölpel sekundäre Nasenlöcher, die beim Tauchen durch bewegliche Klappen verschlossen werden können.

Die langen und schmalen Flügel setzen weit hinten am Körper an und ermöglichen geschicktes Gleiten in starkem Wind. Zum Abheben benötigen vor allem die größeren Arten einen gewissen Anlauf, gleich ob sie vom Wasser oder vom festen Land aus starten. Bei Windstille ist ein Abheben bekanntlich schlecht möglich. Und was die Landung betrifft, so kann sie gelegentlich schwerfällig wirken, da die schmalen Flügel keine wendigen Manöver erlauben und die Beine weit hinten am Körper ansetzen, umso hilfreicher sind sie beim Tauchen und Schwimmen.

2. Leser

Hand aufs Herz: Kann es ein schöneres Wappentier geben für eine Zunft, die, weltweit vertreten, seit ewigen Zeiten fliegend und schwimmend mit sämtlichen Elementen auf einmal kämpft und dabei keine Sekunde ihre Aussicht auf Beute aus den Augen verliert; eine bekanntlich ziemlich schlüpfrige Beute, denn welcher Dichtersch will schon gefangen werden? Die Literatur schlüpft uns bekanntlich gern durch die Finger, was die Kühnheit und Hartnäckigkeit der sie übersetzenden Jäger nur unterstreicht. Aber während der Fisch bloß stolz darauf ist, in seinem eigenen Wasser der beste zu sein, hat der Tölpel die Sache im Ganzen im Blick, er betrachtet die Literatur von unten wie oben, tauchend wie fliegend, nicht zuletzt, weil er sehr genau weiß, dass die Sprache nur scheinbar schriftlich fixierbar ist und dass sie, was Hochdichter gern etwas anders sehen, immer auch der Mimik und Gestik bedarf.

Betrachten Sie eine stille Leserin, den stillen Leser eines beliebigen Textes, und Sie werden unschwer feststellen, dass er der erste Tolmetsch von allen ist. Denn der Leser, auch er ein komischer Vogel, liest, selbst wenn er der tausendste ist, was vor ihm kein Leser gelesen hat und was nach ihm vermutlich kein anderer liest; jeder Leser fängt seinen

eigenen Fisch und schafft sich einen neuen, eigenen Text, auch wenn es dafür an Beweisen noch mangelt, weil sich, allen Erhebungsmaschinen zum Trotz, Leseerlebnisse nur scheinbar fixieren und in Statistiken auflösen lassen.

Das wird sich in Zukunft wahrscheinlich ändern; doch noch dürfen wir die Gesichter der Leser lesen und in den Gesichtern die Interpretation eines Textes, die sich in ihnen spiegelt, wenn der Leser fragend die Brauen hebt, die Lippen kräuselt oder die Nase verzieht, weil er versucht, sich in den Protagonisten selbst zu verwandeln und den Text in seinen eigenen Kontext zu bringen. Lesen ist Übersetzung im Wortsinn, ein gutes Stück Arbeit, und für den, der dabei zuschauen darf, ziemlich erkenntnisreich.

Auch wenn manche Schriftsteller und Dichter immer noch glauben, ihr Text sei autonom, unberührbar und lasse nur eine einzige Lesart zu, weshalb jede Übersetzung Irrtum und Anmaßung sei, liegt, um auch diesen Spieß umzudrehen, der Irrtum natürlich auf ihrer Seite: Es gibt keine richtige oder falsche Lesart, jeder Text ist nicht mehr als ein Angebot und jede Lektüre Transformation. Leser, Dolmetscher, Übersetzer und Interpreten sind Reisende in eine andere Welt, deren Abenteuer- und Reiselust allerdings nicht immer belohnt wird, finanziell schon gar nicht.

Doch den Aspekt der notorischen Unterbezahlung für ihre unendlichen Mühen lasse ich heute Abend kurzfristig beiseite, denn ich bin nicht zum Klagen, sondern zum Feiern gekommen, nicht um zu loben, was ich geschrieben habe, sondern um zu feiern, dass sie, was ich geschrieben habe, nicht nur lesen, sondern gelegentlich sogar übersetzen, in etwas, wovon ich beim Schreiben noch gar keine Ahnung hatte und was meine Erwartungen womöglich weit übertrifft. Dichter, deine Angst ist berechtigt, doch deine Furcht wird sich sehr schnell in nichts auflösen, sobald dein Widerstand sich in deiner Eitelkeit auflöst, in den Wunsch (fast) jeden Dichters, in sämtlichen Sprachen der Welt gelesen zu werden. Aber was liest die Welt? Und in welchen Sprachen?

3. *Mach dich verständlich!*

Als ich, vor inzwischen mehr als zwanzig Jahren, die weltweit erste Übersetzung eines Hoppewerks in Händen hielt, die holländische Übersetzung von *Picknick der Friseure*, die den viel schöneren Titel *Kappers in het gras* trägt, drängte sich mir die Frage auf, warum nicht ich selbst, sondern erst die Übersetzerin auf die rettende Idee gekommen war, das Buch schlicht und einfach *Friseure im Gras* zu nennen. Nicht ich, sondern sie, hatte das Szenario meiner versammelten Texte auf den passenden Punkt gebracht, sie hatte sich (und damit mich) von der Sklaverei des Originals befreit.

Was für eine Erlösung, wenn endlich der Übersetzer die Bühne betritt, um im Haushalt meines verworrenen Schreibens für eine neue, einfache Ordnung zu sorgen und den Finger in eine Wunde zu legen, die sich ohne ihn niemals schließen würde. Schreiben ist eins, Lektorieren ein zweites und die Freiheit des Übersetzers ein drittes, weil er im Raum einer Sprache zuhause ist, von der Dichter und Lektoren in der Regel kaum eine Ahnung haben. Übrigens ist auch das holländische Cover viel schöner, aus dem die Angst vor dem Debüt und vor dem allmächtigen Markt kurzfristig verschwand. Mein Buch hatte sich von mir losgesagt, es war in einer anderen Sprache, unter einem anderen Cover abgetaucht, um sich fliegend über mein Werk zu erheben.

Kein Lektor der Welt, und ich hatte Lektorinnen und Lektoren die Menge, der mich bis heute davon abhalten könnte, zu schreiben, was ich glaube, schreiben zu wollen; kein Argument, das jemals schwer genug wiegt, um den Text auf eine andere Linie zu bringen. Doch sobald ein Übersetzer, gleich welcher Sprache, die Bühne betritt, verschwindet der Lektor, und ich beginne buchstäblich zu schrumpfen, weil ich sofort begreife, was ich ohne den Einwand durch eine andere Sprache vermutlich niemals begriffen hätte: dass es, wie es bei Hoppe in ihrem letzten Roman *Hoppe* heißt, nicht darauf ankommt, verstanden zu werden, sondern sich verständlich zu machen.

Lektoren sind in Maßen bestechlich, Übersetzer hingegen nicht. „Ein schöner Text“, schrieb mir vor Jahren eine andere Übersetzerin, während sie an meinem dritten Werk, *Paradiese, Übersee*, saß, angehängt eine schier endlos lange Liste mit Fragen, die ihre Höflichkeit freundliche Lügen strafte, weil sie, wie die meisten Übersetzer krankhaft

bescheiden, so tat, als wolle sie sich dafür entschuldigen, dass sie es einfach besser wusste, dabei war sie mir längst auf die Schliche gekommen. Die Relecture brachte mich tatsächlich ins Schleudern, denn was ist, um nur ein Beispiel zu nennen, wirklich mit jenem Satz gemeint, in dem es heißt: „Landfeige haben sie sich in schwimmenden Vorgärten eingerichtet.“

Vertrauen ist gut, Kontrolle besser. Plötzlich war ich gezwungen, darüber zu reden, was „Landfeigkeit“ sei. Erst wenn sich das Schleusentor öffnet und der Dichter auf der literarischen Lachstreppe landet, die ihn in unbekannte Gefilde befördert, wird er befreit und manchmal beschenkt, erst dann weiß er, ob und wie sein Text sich fortpflanzen kann. Dazu muss man natürlich das Risiko eingehen, sich übersetzen zu lassen, um am anderen Ufer endlich sich selbst zu begegnen, und sei es in einem trüben Spiegel, in dem man sein Gesicht nicht wiedererkennt. Denn auch hier gilt die alte Parole vom Pferd, das nicht selten mehr als sein Reiter weiß.

4. Abschreiben

Schon Walter Benjamin wusste, dass ernsthaftes Lesen abschreiben heißt. Und ich füge hinzu, dass Übersetzen die ernsthafteste Form des Abschreibens ist, bei der sich jedes Wort in ein neues verwandeln muss, um sich den Text zu eigen zu machen. Das kostet Aufwand und Genauigkeit, denn: „Die Kraft der Landstraße ist eine andere, ob einer sie geht oder im Aeroplan drüber hinfliegt. So ist auch die Kraft eines Textes eine andere, ob einer ihn liest oder abschreibt. (...) Nur wer die Straße geht, erfährt von ihrer Herrschaft (...), während der bloße Leser die neuen Ansichten nie kennenlernt (...), weil (er) der Bewegung seines Ich im freien Luftbereich der Träumerei gehorcht. (...) Das chinesische Bücherkopieren war daher die unvergleichliche Bürgschaft literarischer Kultur und die Abschrift ein Schlüssel zu Chinas Rätseln.“

Und da wir gerade bei chinesischen Rätseln sind: Sie kennen ihn vermutlich alle, jenen Sagen umwobenen Lin Shu, Maler, Kalligraph, Romancier, Novellist, Dichter, Essayist und, kein Wunder, was noch: Übersetzer. Allerdings beherrschte Lin Shu keine einzige Fremdsprache, weder mündlich noch schriftlich. Dafür verfügte er über die große Gabe der

nach allen Seiten hin offenen Neugier. Einem legendären Botenbricht zufolge, ließ er sich, einem chinesischen Tölpel gleich, die Texte der Großen von einem Assistenten vorlesen, der die Ausgangssprache immerhin theoretisch beherrschte, um dann das Ganze in Mandarin umzuschreiben, wobei er angeblich versucht haben soll, sich, so gut es ging, an die Vorlage zu halten.

So hat Lin Shu, auf der Schwelle vom neunzehnten ins zwanzigste Jahrhundert hinüber, hunderte Klassiker der westlichen Literatur übersetzt, um nicht zu sagen, neu geschrieben und damit frisch aus der Taufe gehoben: Shakespeare, Cervantes und Goethe, Tolstoi und Dickens, Balzac und Ibsen, Hugo und Tschechow, um nur ein paar von ihnen zu nennen. Nur Frauen waren nicht vorgesehen, aber ich bin zum Loben und nicht zum Klagen gekommen.

Auch nicht darüber, dass ihm, dem großen Lin Shu, manch ein Meisterwerk dabei etwas kürzer geriet und ein anderes länger, denn seine übersetzten Dichter sind allesamt tot. Aber auch die Angst toter Dichter ist natürlich berechtigt, an großen Missverständnissen herrscht bis heute kein Mangel. Doch was auch immer Lin Shu damals übersetzt hat: Ein Meisterwerk reiht sich ans nächste, Versuch an Versuch, ein endloses Bündel aus Versuch und Versagen, dem größten und besten Motor der Kunst, der den Übersetzer zum fröhlichen Mittäter macht.

5. Originale

Als Schülerin habe ich nie verstanden, wozu ich überhaupt Fremdsprachen lernen sollte, schließlich gab es ja Wörterbücher. Man müsse, so dachte ich, nur die entsprechenden Wörter nachschlagen, Wort gegen Wort, eine Art einfaches Tauschgeschäft. Mein Englischlehrer belehrte mich eines besseren. Von Übersetzungen hielt er rein gar nichts. Weshalb er vom ersten Tag an, ein Vorläufer von Rosetta Stone, ausschließlich Englisch mit uns sprach, wobei er die eine oder andere Zeichnung zu Hilfe nahm. Er malte einen Hut an die Tafel und sagte „hat“, danach eine Katze und sagte „cat“, danach ein Buch und sagte „book“.

Später stockte er auf: Aus einzelnen Wörtern wurden Sätze, aus Sätzen Texte, aus Texten Geschichten. Vom ersten Tag an hielt er uns dazu an, alles, was wir sagen wollten, ausschließlich auf Englisch zu sagen und in Englisch zu schreiben. Übersetzungen waren verboten, verpönt. Die entsprechenden Übungen in unserem Lehrbuch übersprang er mit großer Entschiedenheit, er hielt sie für reine Zeitverschwendung.

Niemals hätte sich unser Englischlehrer auf die Stille Post von Lin Shu verlassen. Sein Credo war das Original. Er lernte Spanisch, um *Don Quixote* zu lesen, Russisch, um *Krieg und Frieden* lesen, und wer weiß, welche Sprachen er sonst noch lernte, vielleicht auch Chinesisch. Sicher ist nur, dass er den Tölpeln der Übersetzung niemals über den Weg getraut hat, während ich ihnen nach wie vor blind vertraue und immer noch darauf setze, dass sie, übersetzend, die bessere Lösung finden, für etwas, das ich bis heute sagen will und bis heute glaube, poetisch verbergen zu müssen.

Sicher ist in diesem Geschäft nur eins: dass die eigene Sprache einfach nicht reicht, weil die eigene Sprache die schrecklichste ist, weil sie mich, obwohl ich glaube, sie am besten zu kennen, auf immer fesselt und bindet, ein Schiff, das nie aus dem Hafen kommt, während ich von einer anderen Sprache träume, in der ich, gerade weil ich sie nicht beherrschen kann, endlich sein könnte, was ich werden will: Ein komischer Vogel, der andere frischere Fische fängt und seine Landfeigheit einfach hinter sich lässt. So kommt es, dass ich bis heute jene Kolleginnen und Kollegen glühend beneide, die zwischen verschiedenen Sprachen zuhause sind und sich gelegentlich sogar selbst übersetzen, um endlich Abstand von sich zu nehmen.

6. Geschlechter

Schriftsteller sind ängstlich, Übersetzer dagegen mutig und kühn. Auch wenn sie das nur ungern zugeben wollen, denn sobald ich mit ihnen zu sprechen beginne, bin ich von jeder Menge Einwand umzingelt. Wenn ich Liebe und Vertrauen in die Waagschale werfe, die einzigen Mittel, mit denen Schreiben und Übersetzen kurzfristig gelingt, neigen sie in der Regel dazu, sich ein wenig zu ducken, als wüssten sie immer noch nicht, was ich selbst natürlich längst weiß, dass sie in diesem Spiel einfach die besseren sind. Seien wir ehrlich:

Was ist das Original gegen eine gelungene Übersetzung, was vermag der gefangene Dichter gegen das mächtigste Handwerk der Welt, was die Selbstbehauptung gegen die dienende Tat?

Mehr als einmal hat man mich eingeladen, mit Übersetzern zu sprechen. Ich wollte nie hin, schließlich bin ich nicht Günter Grass, doch meiner Angst und meiner Ehrfurcht zum Trotz, bin ich natürlich trotzdem gegangen. Ein Gang nach Canossa, eine Art Elternsprechtag zwischen Dichtern und Lehrern, die vorgeben, für meine Kinder bis heute das Beste zu wollen. Allerdings habe ich den Vergleich zwischen Kindern und Büchern immer gehasst, weil ich mich für ihr Fortkommen nicht zuständig fühle, weil ich weiß, dass sie ohne mich auskommen müssen. Nicht ich, sondern die, die sie übersetzen, müssen darüber befinden, welchen Geschlechts die Erzähler von Hoppe sind, von denen bis heute nicht klar ist, ob sie männlich oder vielleicht doch eher weiblich sind, weil das deutsche Adjektiv ihr Geschlecht nicht preisgibt.

Ich bin schön, sagt der fremde Erzähler, der genauso gut eine Frau sein könnte, doch sobald er nach Süden und Osten kommt, nach Italien oder nach Russland, muss er plötzlich Farbe bekennen und sagen, wer oder was er wirklich ist. Beim Schreiben war mir nie klar, unter welcher Flagge ich reise, doch als ich zum ersten Mal in die Ukraine kam, wurde mir plötzlich bewusst, dass ich eine Wahl treffen musste: Ist die Person, die auf einem verlassenen Bordstein auf der Suche nach dem Potsdamer Platz sitzt und sich mithilfe einer Flasche Wodka betrinkt, ein Mann oder nicht vielleicht doch eine Frau? Während die Ukrainer für die Frau votierten, entschieden die Russen sich für den Mann: Eine Person, die öffentlich trinke, könne beim besten Willen nicht weiblich sein.

Was für ein Glück, übersetzt zu werden! Wie sonst hätte ich jemals mein Geschlecht auf den Punkt bringen können? Wie hätte ich sonst jemals meine Heimat verlassen und erfahren, dass es im Serbischen kein doppeltes P gibt und dass mein Roman mit dem Titel *Hoppe* dort unter dem für Sprachkundige viel verheißungsvolleren Titel *Hope* erscheint. Von der arabischen Übersetzung gar nicht zu reden: ein Gewirr aus magischen Zeichen, das ich bis heute nicht dechiffrieren kann und von dem ich nicht annähernd sagen kann, ob es wirklich etwas von dem enthält, was ich glaubte, sagen zu wollen.

7. *Vabanque*

*Übersetzen, wie jede andere Form der Kommunikation, ist und bleibt ein Vabanque Spiel. So heißt es in Hoppes *Verbrecher und Versager* über reisende deutsche Kaufleute auf der geheimnisvollen japanischen Insel Deshima: „Man kennt hier die Welt nur vom Hörensagen, weshalb die Dolmetscher wahre Könige sind. Man glaubt, sie führen Befehle aus, man hält sie für Diener, doch in Wahrheit regieren sie heimlich die Insel. Sie führen die Aufsicht, sie verhandeln die Waren und diktieren die Preise (...) Was ist das mächtigste Handwerk der Welt? Das Dolmetscherhandwerk! (...) Der Kaiser sagt es dem Zwischenkaiser, der Zwischenkaiser dem Unterkaiser, der Unterkaiser dem Hofmarschall, der Hofmarschall ruft den Oberdolmetscher, der Oberdolmetscher den Unterdolmetscher, der Unterdolmetscher den Dolmetscherlehrling, und der Dolmetscherlehrling ruft seinen Sohn, der wiederum Dolmetscher werden soll. So vererbt sich das Handwerk von Vater auf Sohn, und wenn der Sohn endlich Dolmetscher ist, worüber Jahre vergehen können (...)“, macht er sich endlich auf den Weg ins Ausland und sagt es den dortigen Dolmetschern weiter, die sich längst in Übersetzer verwandelt haben.*

Sobald ein neu übersetztes Buch bei mir eintrifft, steige ich auf meine Leiter, um es unter dem Dach neben den anderen einzureihen: Von *Kappers in het gras* bis *La vie rêvée de Hoppe*. Und weil die letzte immer die schönste ist, schließe ich mit einer Geschichte, die verdächtig nach Stiller Post von Lin Shu klingt, obwohl sie nicht aus Übersee kommt, sondern aus dem Land nebenan, aus Frankreich, von wo mich eines Tages folgender Brief in einem etwas unbeholfenen Deutsch erreichte: „Lieber Frau Hoppe, eben habe ich das erste Kapitel übersetzt, ich lasse es noch von einem Freund lesen, Ihre Fehler zu entlarven. Hoffentlich gefällt es euch. Mit großem Respekt, Ihr M.O.“

Der Rest der Geschichte beweist, was ich oben nur andeuten konnte: Übersetzungen gehen, jenseits von Verlag und Lizenz, gelegentlich ihre eigenen Wege. M.O., der, wie ich später erfuhr, als Kuhzüchter im ländlichen Frankreich lebte und sich, genau wie mein Englischlehrer, die Fremdsprache (Deutsch) auf eigene Faust beigebracht hatte, stieß bei einem Ausflug nach Deutschland in einem Laden, der damals offenbar noch Bücher verkaufte, auf ein Buch mit dem seltsamen Titel *Hoppe*, von dem er, wie er mir bei

unserem ersten Treffen gestand, felsenfest überzeugt war, ich hätte es einzig für ihn geschrieben, weshalb er es ohne Auftrag, Kapitel für Kapitel, für sich selbst übersetzte.

Ein Jahr später erhielt ich das gesamte Manuskript und bat die Lizenzexpertin von *S.Fischer* um Rat, die mir umgehend beschied, dass die Übersetzung ganz ausgezeichnet sei. Heute ist *Hoppe* in Frankreich erhältlich, übersetzt von M.O.

8. Übersetze dich selbst!

Bei meinem bislang ersten und bisher einzigen Versuch einer eigenen Übersetzung von drei Texten des von mir geliebten amerikanischen Kinderbuchautors Dr. Seuss, allesamt in gereimten Versen, kam ich plötzlich selber ins Schwitzen. Der erste von ihnen trägt den schönen Titel *Green Eggs and Ham*, was sich folgerichtig auf seinen Protagonisten *Sam* reimt. Aber wie reimt sich ein deutscher Schinken auf Sam? Indem, was sonst, aus dem Schinken Speck und aus Sam ein Jack wird.

Eine vergleichsweise einfache Übung. Doch man muss gar kein Übersetzer sein, um zu wissen, wie schwierig das Handwerk ist. Manchmal genügt eine einfache Lesung vor einem kritischen Publikum, vor jenem gefürchteten Leser, der sich in der Regel am Ende in einer der hinteren Reihen erhebt, um meinen Text auf den Prüfstein zu legen: „Was wollen Sie uns denn nun damit sagen?“

Dichter, deine Angst ist berechtigt, denn es kommt nicht darauf an, verstanden zu werden, sondern sich verständlich zu machen: Übersetze dich selbst, sonst übersetzt dich keiner! Schon vor Jahren bin ich dazu übergegangen, gelegentlich spontan, auf Zuruf meine eigenen Texte vom Deutschen zurück ins Deutsche zu bringen, um meine Zuhörer vom Mehrwert der Poesie und zum schlichten Plot hin zu befreien.

Dass damit (fast) alles verschwindet, was Literatur so schön und schwierig und lesenswert macht, versteht sich von selbst, allem voran das, was gemeinhin am unübersetzbarsten ist: ihr Ton und ihr Humor. Übrig bleibt, was inzwischen längst jede Übersetzungsmaschine mühelos transformieren kann. Doch unterschätze man die Maschinen nicht, sie sind zwar weniger neugierig als Lin Shu, aber nicht weniger originell

und entwickeln durchaus ihren eigenen Humor, wenn sie die Frage nach meiner *Landfeigheit* mit dem Hinweis auf die *Pfälzische Landfeige* kontern, eine Frucht, von der ich bis gestern nichts wusste, aus der sich aber vielleicht schon morgen ein poetischer Mehrwert schöpfen lässt, sofern ein berufener Töpel sie hinüber ans andere Ufer trägt. Im diesem Sinn danke ich Ihnen für Ihre fliegende und tauchende Aufmerksamkeit!